

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanstengel.



No. 155. Nach den was e Woche zurüd zwische uns und die Wedesweilersch gehäppend is, hätt ich eigentlich sein Wort mehr mit sie zu spreche brauche un ich wär'n vollständig dazu tschöpfst-feld gewese. Anwer ich kann auch nit so sein. Mit den Philipp do hen ich off Kohrs in die Preiwesje von unfer Heim en Tacht gehabt, des war e Bletsch. Schiewih, was hen ich den Feller daungehahlt! Es gibt kein bier-füssiges Dieh, was ich nit mit ihn in Ronnedfich gebracht hen un ich denke es hot an die ganze Welt keine Ma-nahfcherie, wo e Stidliche Vieh ton-nehme duht, was ich nit mit ihm tom-peht hen. Sie könne mich gar nit for bleshme, bitahs wann mer en Feller hot wo sich Hosend un Pa tahl duht un duht biefesle Zeit ädte wie en ganz verdollter Fuß, dann kann mer sich for Wuth nit helfe. Er hot auch noch recht hen wolle! Hen Se schon emol so ebbes erlebt? Er hot gesagt, was er gefagt hätt, das war all truh un der Wedesweilert hätt auch nur im-mer sei Bihneß ins Auge un deht tude wie en Stier, wann er nit soviel ein-nemne deht, wie er edspedtet hot. Du Raib, hen ich gefagt, duht mer dann so ebbes in die Preiwesje von Strengh-faders sage? Wann e Kid so ebbes duht duht, dann duht mer ihn e die-fernte Spenting gewese, anwer so en alte Esel wie dich kann mer nit mehr gut Spänke, obgleich es e gute Lessen for dich wär. Un in den String hen ich weiter gefagt, bis der Philipp so still war wie e Mais'sche. Ich sin schubr er hot artig schiep gefühlt, wie ich mit ihn dorch war, do hot er ge-sagt: Lizzie, du host gefagt, ich hätt e diefernte Spänking dieferht. Wenn du widder emol so ebbes mit mich ab-zumade hoff, dann ptes un loß mich instet von die Scholding iemer e Liding zukomme, bitahs so ebbes, wie ich's jeht von dich kriegt hen, sönn ich zum zweite mol nit fiende. Sei mich nur widder gut un ich prammisse dich, daß ich nit widder so en Ronfens mache will. Das hot mich widder feinder besser fühle mache un ich hen gefagt: Achrecht, dann wolle mer wid-der uffmahde, anwer nur unmer die Randfischen, daß du reit streht zu den Wedesweilert gehn duht un appolo-fcheife duht. Sell kann ich nit, hot er gefagt; er hot mich zu artig insoltet, un iemer duht ich in mei ganzes Leide sei Bieder mehr tofsche als daß ich so ebbes duht deht. Achrecht, hen ich gefagt, dann will ich von die Ran-fischen abfene, anwer du mußt e Bletsch feine, daß du von jeht an Viders ganz allein losse wilst. Do hot er anwer geudt. Er hot zuerfich ettempetet zu schmeile, bitahs ich denke er hot gefühlt, als wann ich nit meine deht was ich sage. Wie er anwer mei taltes Auge gefehn hot, do hot er all-sonner geschimwert. E Sedend hot er sich's imwergedent un dann fagt er: Lizzie, ich denke, ich besser gehn doch zu den Wedesweilert un hen en Tacht mit ihn! Sell hen ich off Kohrs ed-spedtet gehabt un ich hen gefagt, gut, anwer ich gehn mit, betahs ich will en Wittneß sein, von was du fage duht. Sell hot er auch nit gegliche, anwer was hot er annerfchter duht könne, wie abrecht fage. Mer sin dann reite-weg zu Wedesweilertsch. Wie mer in den Saluhn komme sin, do hot der Wedesweilert e Fehs gemacht, als wann er uns alle beide uffresse wolle. Der Philipp hot e Mohfchen gemacht, als wann er widder aufreit wolle, an-mer ich hen gefagt: Hier gebhime, mer wolle doch emol sehn ob mer in diesen hier Blay nids for unfer Geld kriegt könne. Dann sin ich an die Bar gange un hen en Kimmel geordert un e Bat-tel Wein vom Gute. Die Weinig-rühmbier hot uffgestanne un do sin mer ene gegange un hen uns hänge-geht un der Wedesweilert hot uns un-ferne Stoff gebracht. Ich hen gefagt: Wedesweilert hot dich auch e Glas un nenn ein an mich. Das hot er auch gedahn, anwer er hot doch e ziemlich lohrs Fehs dabei gemacht. Ich hen ihn immer eingehendkt un wie die Bat-tel leer war, hen ich ihn gleich e frische Battel bringe losse. Wie mer bei die dritte Battel ware, do hot der Wedes-weilert schon ziemlich gut gefühlt un es hot grad geudt, als wann zwische uns gar nids vorgefalle wär. Wie er die vierte Battel geholt hot, do hen ich den Philipp gefagt, daß er jeht den Wedesweilert frage sollt, widder gut an ihn zu sein un daß er artig farrie fühle deht. Der Philipp hot auch gut gefühlt un do hot er Korrefich gehabt. Wie der Wedesweilert zurüd is komme, do hot denn der Philipp sei Werdich-her gefagt un der Wedesweilert fagt, er hätt off Kohrs artig insoltet gefühlt anwer es sollt all vergesse sein un mer wolle die Sach gar nit mehr men-schene; er hot dann seine Alte herbei-geholt un die hot sich auch zu uns ge-

hott un mer hen e Versöhnungsfest gefeiert, so ebbes schönes is noch gar nit dageweise. Ich sin in e Stim-mung komme, daß ich die ganze Welt hätt küsse könne. Sehn Se, wann mer schon so lange Zeit Freundschaft mit Jemand hält un das all soll mit einem Schlage stappe, das macht ein doch schlecht fühle un daß jeht die Versöhnung widder zu Stand komme is, daß mer sozujage unfer Freundschaft widder uffgepätt hat, das is doch meine Schuld gewese. Do könne Se sich dehte, daß ich gut gefühlt hen. Off Kohrs hot auch das Weinsche ebbes dazu beigetrage. Wie mer am letzte Kimmelsche zum Abge-wöhne gewese sin, do hot der Philipp gefagt: „Hau moßch is es? Ich will bezahle! Un do is ebbes gehäppend was noch nie dageweise war: Der Wedesweilert hot gefagt: Bezah! Ei geh ei dont tint fo! Was hier verzehrt is worde, das bezah! ich un das is all.“ Wie er das gefagt hot, do sin ich un der Philipp den lange Weg uff unfern Budel gefalle un mer sin erscht widder rickertwert wie die Wedesweilert un die Kimmelsattel unner die Ros ge-halte hot, anwer bis uff den heutige Daq sin mer noch nit iwider die Sur-preis enaus komme.

Mit allerhand Achtung Yours Lizzie Hanstengel.

Streits in früherer Zeit.

Man ist wohl im allgemeinen geneigt, anzunehmen, daß Arbeitsein-stellungen eine Erfindung der Neuzeit seien. Die Sache ist jedoch ziemlich alt. Unter andern fand schon 1724 zu Paris ein regelrecht organisierter Aus-stand der Strumpfwirer statt. Das an sich höchst geistvolle System von Lav, worauf ja das moderne Gewe-be noch zum Theil beruht, hatte die Umlaufmitteln außerordentlich ver-mehrt, wodurch alle Waarenpreise stie-gen. Letzteres fand in noch jeht ge-steigter Progression statt, jemehr schließlich die in unnünftigen Mengen ausgegebenen Bantnoten, die das Bar-geld völlig aus dem Verkehr gedrängt hatten, an Vertrauen und Werth ein-büßten. Nachdem 1721 das System gänzlich zusammengebrochen war, konnten die unaussprechlichen Preisrück-sinken nur unter empfindlichen Erschütterungen statifinden. Darunter hatten auch die Strumpfarbeiter von Paris zu leiden. Solange die Lan-fischen Schöpfungen blühten, ging es ihnen vortreflich. Infolge der ho-chen Preise ihrer Fabrikate brauchten sie nur wenige Tage in der Woche zu arbeiten, um reichlich ihren Unterhalt zu verdienen. Nach dem Zusammen-bruch mußten die Kaufleute die Preise, die sie den Webern zahlten, wieder er-mäßigen. Das dacht aber diesen nicht, und sie streikten. Sie bedrohten die, die zu niedrigeren Preisen arbei-ten wollten, mit Stockschlägen und ver-sprachen einen Thaler für den Tag Unterstützung denen, die ohne das nicht leben konnten. Sie wählten einen Secrétaire, der die Liste der arbeitslo-sen Arbeiter führte, und einen Schatz-meister, der die Zahlungen bewirkte. Die Regierung machte kurzen Proceß. Man sperrete ein Duzend Räbelsführer bei Wasser und Brot ein, und der Aus-stand verlief im Sande. Es gab da-mals rund 4000 Strumpfwirer in Pa-ris, die in der Gegend des Temple wohnten.

Eigenartiger waren Arbeitsein-stellungen der Pariser Abbotaten. So streikten sie 1739, weil der Kanaler D'Aguesseau ihre sehr hohen Gebüh-ren herabgesetzt hatte. Auch hier griff die Regierung mit großer Entschiede-nheit ein. Eine königliche Verordnung kassirte 160 Abbotatenstellen bei den Gerichten und schuf 60 neue. Es soll-ten nur die Wittwen und sonstigen Er-ben von Abbotaten, die im Besitze ihrer Stellen gestorben waren, entschädigt werden. Die übrigen bisherigen In-haber erhielten nichts, was ein um so schwerer Schlag für sie war, als da-mals in Frankreich die charges der Abbotaten wie alle übrigen Aemter vorläufige und übertragbare Vermö-gensobjekte waren. Die Schaffung der 60 neuen Stellen, die der allzeit geldbedürftige französische Staat nur gegen eine erhebliche Taxe vergab, bil-dete für diesen eine recht erfreuliche Einnahme. Die betheiligten Abbotaten hielten eine Versammlung ab, worin sie wechselseitig die feierliche Ver-pflichtung übernahmen, sich für die 60 Abbotaturen nicht zu melden. Es ge-schah aber doch in immer größerem Um-fange, und die Standhaftbleibenden hatten das Nachsehen.

Die New York Sun befürchtet, daß der Kaiser Wilhelm die Absicht hat, einen Krieg mit Frankreich anzufan-gen. Letzteres zu unterwerfen und Russisch-Polen, die baltischen Provinzen, Holland und vielleicht auch Belgien zu annektiren. Und warum sollte er damit aufhören? Glaubt die Sun, daß es nicht der Mühe werth is, Desterreich, die Türkei, Italien, Spanien und Portugal noch mit in den Kauf zu nehmen?

Ein Junge, der die Schule schwänzt, wird als Mann in der Schule des Lebens nachhinken müssen.

Wie gefährlich das Rauchen von Cigaretten ist, sieht man an den Ja-panern, die die meisten verbrauchten. Die Russen können ein Lied davon singen.

„Bum bum!“

Eine einfache Geschichte von Wal-ther Trede.

I. Regungslos, bleich, lag klein Pie-trino auf seinem weissen Bette, vom Fieber ermaitet, seine Augen sahen groß ins Leere, mit jener felsamen Startheit der Kranken, welche schon voraussehen, was Lebenden unsichtbar. Am Bett - Ende saß die Mutter, rothgeweinte Augen, matte Züge zeug-ten von ihrer Herzensangst.

Der Vater, ein braver Arbeiter in einem Stabilimento Balermos, suchte vergebens seine Thränen zurückzuhal-ten — es war ein Bild jener trostlosen Traurigkeit, die manchmal im Leben unsere Herzen in unsagbarem Weh zu-fammenhüllt.

Golden strahlte an diesem Morgen die Sonne in die ärmliche, aber rein-liche Stube der Arbeiterfamilie, es war kurz vor Weihnachten, dem Feste der hellen Kinderfreude. Doch ihre sonst so wundervolltätige Kraft wirkte hier nicht mehr — der kleine Pietrino war dem Himmel nah, die armen Leute soll-ten ihren einzigen Liebling verlieren!

Er war erst sechs Jahre alt. Noch vor wenigen Wochen war er rothwan-gig durch die Straßen gelaufen, wie eine Lerche fröhlich.

Da hatte ihn das Fieber gepackt. Er lag tagelang in dumpfem Zu-stande, dann und wann wachte er wie aus einem Traum auf, und wenn dann seine Augen auf seine schön ge-pulzten Stiefelchen fielen, dann sagte er wohl ganz traurig:

„Mamma, mein Pietrinos Stiefel kannst du weggeben, Pietrino wird sie doch nicht mehr anziehen, Pietrino wird nicht mehr zur Schule kommen — niemals mehr.“

Dann grub die arme Mutter ihr Gesicht in die Kissen, damit ihr Lieb-ling sie nicht schlucken höre, und der Vater sagte fast barsch: „Bist du ru-hig, Junge!“

In der letzten Nacht war Pietrino nicht so stierig gewesen, aber der Doc-tor war besorgt über eine befremdliche Niedergeschlagenheit, als ob er keine Kräfte mehr zum Aufstehen besäße.

Er sagte nichts mehr, blickte so furchtbar traurig vor sich hin und ließ seinen Kopf willenlos auf den Kissen hin- und herrollen. Nahrung wollte er keine zu sich nehmen, die Medizin stieß er von sich fort.

Der Doctor hatte bei seinem letzten Besuch gemeint, daß noch alles ver-suchen müsse, ihn aus diesem Zustand aufzuwecken.

Die armen Eltern suchten in ihrem Geiste die ganze Nacht.

Natürlich kannten sie die kleinen Freuden ihres Lieblings, sie mußten, wie furchtbar gerne er Sonntags mit den Eltern in die Campagna wanderte, in die blumenduftenden, töfliche Frei-heit . . . wie gerne er mandam! mit dem Vater ins Puppentheater am Borgo ging. Aber das ging jeht alles nicht.

Der Vater hatte ihm bunte Bilder mitgebracht, die er jeht vor seinen Au-gen tanzen ließ — lachend, und doch mit weinendem Herzen, denn all seine Bemühungen waren vergebens, kein einziges Lächeln konnte er auf die mü-den Züge Pietrinos zaubern!

„Aber sag' uns doch, was du gerne möchtest, worüber du dich freuen würdest, Pietrino,“ und die Mutter strich über die wahren, schwarzen Haare des Lieb-ling.

Da endlich kam etwas Leben in ihm, er richtete sich in die Höhe, und wie von einem plötzlichen Einfall gepackt, flüs-terte er der Mutter ins Ohr: „Ich möchte, Bum, Bum!“

Bum, Bum! Die arme Mutter blickte mit ängst-lichen Augen auf ihren Mann.

Was wollte das Kind damit sagen? Sprach es am Ende schon irre?

Sie verstand es nicht und fürchtete sich.

Und klein Pietrino fuhr fort zu sa-gen: „Ja, Bum, bum will ich, Bum, bum!“

Die Mutter ergriff es des Vaters Hand.

Doch diesem überkam es plötzlich wie eine Erleuchtung, er konnte sogar wie-der lächeln.

Bum, bum . . . richtig, nun erinnerte er sich der großen Freude Pietrinos, als er ihn vor einigen Wochen in den Zirkus Biondo mitgenommen hatte, und wie er aufgejauchzt, wenn der wunderschöne Clown in seinem glühern-ten, flimmernden Anzug seine Kunst-stücke vormachte.

Was konnte der Junge über die bunten Grimassen lachen! Er klatschte laut mit seinen kleinen Händen.

Und nach jedem gelungenen Kunst-stück schrie der Clown laut aus: „Bum, bum“, und die große Trommel fiel je-desmal gefällig mit ein: „Bum, bum!“

„Bravo, bravo!“ dazu. Das war es also, was Pietrino wollte, einen Clown, den lustigen Bum, bum vom Zirkus, und den er nicht se-hen konnte, weil er so krank dort im Bette lag.

Am selben Abend noch brachte der Vater eine reizende Puppe mit, die einen bunten Clown darstellte. Er hatte sie im Emporio Roma gekauft, das kleine Ding kostete ihm wohl, als er in vier Tagen verdiente! Doch für seinen Pietrino hätte er den Lohn eines ganzen Jahres hergegeben, um

ihn wieder gesund zu machen, um ein einziges Lächeln wieder in sein blei-ches Gesicht zu zaubern!

Einen Augenblick nur blickte Pietri-no auf das schöne Spielzeug, dann sagte er ganz traurig: „Nein, das ist nicht Bum, bum, ich will den richtigen Bum, bum sehen.“

Das war hart! Ja, wenn der Vater ihn hätte in den Zirkus bringen kön-nen, um ihn dort seinen Bum, bum zu zeigen! Aber das ging ja nicht.

Doch der Vater besann sich nicht lange.

Er ging zum Zirkus und fragte nach der Adresse des Clowns.

Der wohnte im Hotel Vittoria.

Das war ein schwerer Gang für den hiebreren Arbeiter. Wie würde ihn der Clown empfangen? Und was zu sei-ner Bitte sagen? In einem eleganten Zimmer empfing ihn ein feiner Herr.

Das war doch nicht Bum, bum! Verlegen blieb der Vater an der Thür stehen und begann sich zu ent-schuldigen, er mußte nicht, wie er mit seiner Bitte herausrücken sollte.

„Wollen der Herr entschuldigen, aber ich wollte mir nicht anders zu helfen, es geht ja meinen Pietrino an, der ster-benstrant auf seinem Bette liegt. Es ist ein lieber Junge, immer der erste in seiner Klasse, nur im Rechnen da hapert's ein wenig, er träumt zu viel, und der Beweis davon ist, daß er jeht nur an Sie denkt und Sie für sein Le-ben gern sehen möchte, mein Herr.“

Der Vater war ganz bleich geworden vor Aufregung, als er geendet. Was würde nun der feine Herr dort vor ihm antworten, ihn vielleicht ausla-schen?

„Wo wohnen Sie?“ fragte dieser den Arbeiter.

„Ganz in der Nähe, Via Cintori-na.“

„Gut, dann kommt nur mit, Euer Junge soll seinen Bum, bum sehen.“

III. Als die beiden an Pietrinos Bett traten und der Vater ganz glühdich ausrief: „Pietrino, nun sei aber froh, da ist dein Bum, bum,“ da fuhr der kleine Anke in die Höhe und blickte auf den unbekanntem Herrn. Doch das bischen Leben wich bald wieder von ihm, er sank matt auf sein Kissen zu-rück und sagte leise zum Vater:

„Das ist nicht mein Bum, bum.“

Der Clown blickte dem armen Klein-ten ins Angesicht, es war ein besorgter Blick, ein Blick voll warmer Herzens-güte.

„Pietrino hat ganz recht, das ist auch nicht mein richtiger Bum, bum, er soll nur mal etwas geduldig sein.“

Dann eilte der Clown fort. Es dauerte keine zwanzig Minuten, da klopfte es an der Thür und herein sprang ein lachender, klingender, glühender Clown mit gepudertem Ge-sicht und großen, roten Flecken auf den Backen — der richtige Bum, bum des Zirkus, klein Pietrinos eigener Bum, bum!

Pietrino richtete sich auf, sein blei-sches Gesicht bekam Farbe, seine matten Augen glänzten, er lachte hell auf und schlug die mageren Hände in Freude zusammen.

„Hurra, bum, bum! Du bist der richtige, der lustige Bum, bum . . .“

VI. Als gegen Abend der Doctor kam, fand er am Bett-Ende seines Patienten einen lachenden, bunt bemalten Clown, der zum Pietrino sagte:

„Weißt du, mein kleiner Freund, wenn du deine Medizin nicht brav nimmst, dann kommt Bum, bum nicht wieder.“ Und artig trant Pietrino seine bitteren Tropfen. „Herr Doc-tor“, meinte der Clown zum Arzt, „Sie müssen nun nicht eifersüchtig werden, aber es kommt mir fast so vor, als ob mein Gesichtsröthechen ebenso-viel zur Besserung beigetragen hat, als Ihre Medizin!“

Und die Eltern weinten vor Freude und Glück!

Bis klein Pietrino wieder aufstehen konnte, kam Bum, bum jeden Tag, be-vor er in den Zirkus ging.

Und als Pietrino wieder mit rothen Backen herumsprang und der Clown zum Abschied kam, da fragte der Vater diesen Herzensarzt, was er ihm für all seine Mühe schuldig sei. Da lachte der liebe Clown noch einmal recht hell auf und antwortete: „Einen kräftigen Händedruck.“

Dann küßte er noch seinen kleinen Freund und eilte in den Zirkus!

Die Amerikanische Anti-Saloon-Liga will verhindern, daß das Volk am Glorreichen Werten zecht und Feuerwert abbrennt. Ginge es nach ihr, so würde das Andenken an die Unabhängigkeit durch vollständiges Fehlen von Unabhängigkeit gefie-riert.

In einer Höhle in Danbury, Conn., halten sich so viele Schlangen auf, daß, wenn man einen Stein hinein-wirft, ein Rischen entsteht, das auf eine weite Strecke gehört werden kann, berichtet die World. — Hm, es ist doch eigentlich noch nicht heiß genug für solche Gesichtchen.

Die mit Händen in den Taschen, Was die andern thun, begaffen, Laß in deinem Haus nicht schaffen; Ihre Arbeit ist nur Nafchen.

Es gibt auch kluge Dummtöpfe; Leute, die sich dumm stellen, weil sie wissen, daß sie es wirklich sind.

Genußmittel.

Seit einer Reihe von Jahren wer-den von gewissen Seiten systematisch und mit anerkennenswerther Konse-quenz die Gefahren gewisser Genuß-mittel geschildert und das Unhygieni-sche, Lebensgefährdende derselben auf wissenschaftlicher Basis erörtert. Für einen geistreichen Arzt wäre es eine nicht unbedeutende Aufgabe, nun auch einmal die Reize der Medaille wissenschaftlich zu beleuchten, nament-lich mit Berücksichtigung dessen, was vor mit einem zusammenfassenden Ausdruck die Volksseele nennen, die Gefühle des Wohlbehagens, die Luft-gefühl, wie der wissenschaftliche Aus-druck lautet, die durch unsere Genuß-mittel erzeugt werden, auf ihre hygie-nische Bedeutung hin einer kritischen Betrachtung zu unterziehen. Denn es darf nicht verschwiegen werden, daß auch die gesundheitsliche Bedeutung der Nüchternheit oder Abstinenz, wie das moderne Schlag- und Kampfwort lautet, ihre Grenzen hat und daß mit der Intensität des Verbrauchs auch die Intensität der Zufuhr steigen muß, die geeignet ist, neue Kräfte in uns einzulösen und das Gleichgewicht im Haushalt unseres Körpers zu erhal-ten. Dies geschieht durch Vermitt-lung gewisser, die Nerven betreffender Reize, die für den einen mehr, für den anderen weniger intensiv sein müssen. Eine allgemein gültige Regel läßt sich do-über nicht aufstellen. Es giebt im Grunde genommen keine Normen, weil das Leben selbst keine Normen kennt.

So wird der Mensch, der kaum je-mals Wasser trinkt und der, wie es vorkommt, überhaupt wenig Flüssig-keiten zu sich nimmt, nach einer star-ken Fuß- oder Radpartie in glühen-der Sonnenhitze unter Umständen 1/2 oder gar 2 Quart Flüssigkeiten hin-unterschlingen, gleichgiltig ob es Was-ser, Milch oder Bier ist. Es ist vom diätetischen Standpunkt unpraktisch, derartig große Flüssigkeitsmengen so rasch aufzunehmen, der Magen wird stark überfüllt, der Magenast zu stark verdünn u. s. w. Aber auf sei-ner Partie im Sonnenbrand hat der Betreffende infolge starken Schwitzens mehr Flüssigkeit verloren, als sein Körper auf die Dauer entbehren kann, und die Natur hilft sich, indem sie durch ein unverfälschtes Durstgefühl den Menschen zum Trinken zwingt.

Vielleicht wird es wirklich eine Zeit-lang indisponirt sein und Magen-düden auf diesen forcierten Trunk hin haben, aber daß in seiner Blutbahn die entsprechende Menge Flüssigkeit vorhanden sei, respective die richtige Verdünnung des Blutes durch das Trinken des Wassers hergestellt werde, war in dem Augenblick, als er trant, für seinen Körper von ungleich größerer Bedeutung als die Mäßigkeit, ja vielleicht sogar Gefahr einer leichten Magenvergiftung.

Und so mögen oft auch manche un-serer Genußmittel — der systemati-sche, lasterhafte Mißbrauch kommt bei diesen Betrachtungen nicht in Frage — vorübergehend leichte Schädigung hervorzurufen, ohne daß man selbst als Mediziner das Recht hätte, sie des-halb schon als gesundheitsgefährlich zu bezeichnen. Zudem sie das eine Mal wichtige Arbeitsleistungen ermögli-chen, die eben nicht aufgeschoben wer-den konnten, das andere Mal die überreizten Nerven beruhigen und da-durch aufreißende Sorge — respective Unlustgefühle — unterdrücken, haben sie eine Wirkung vollbracht, die eben in dem gegebenen Augenblick für den be-treffenden Menschen die weitaus wich-tigste war.

Das Verlangen, daß alle Menschen vollkommen abstinere von alkoholi-schen Getränken leben sollen — für andere Genußmittel ist diese Fode-rung bisher noch nicht in dieser All-gemeinheit erhoben worden — halte ich daher für übertrieben und für nicht begründet. Nur für einzelne Personen kann die vollständige Abstinenz für einige oder mehrere Genuß-mittel nothwendig sein.

Die Genußmittel sind ein unab-weisbares Bedürfnis der menschli-chen Natur und für die Erhaltung des Organismus sowie für den Ab-lauf der Ernährungsprozesse fast ebenso wichtig wie die eigentlichen Nahrungsmittel. Dies lehrt sowohl ein Blick auf die Sitten der einzelnen Völkerschaften, die auf der ganzen Welt und unter den verschiedensten Bedingungen der Kultur und der Un-kultur sich überal und zu allen Zeiten Genußmittel (gegohrene Getränke, Tabak, Thee, Kaffee, Cacao u. s. w.) zu verschaffen gewohnt und gebraucht haben, als auch das physiologische Ex-periment, welches beweist, daß die Ern-ährung ohne Genußmittel nicht ge-nügend von statten gehen kann. Der Organismus braucht die Genußmittel wie die Maschine das Öl, wobei in diesem Vergleiche die Nahrungsmittel dem Brennmaterial der Maschine entsprechen. Aber während die Ma-schine sozusagen nicht genug Öl haben kann, besteht für die Genuß-mittel dem Organismus gegenüber eine Grenze, die nicht überschritten werden darf, ohne daß sich an Stelle des Nutzens eine schwere Schädigung erschließen. Diese Grenze ist für die verschiedenen Genußmittel ver-schieden, und zwar sowohl absolut wie individuell. Sie läßt sich jedoch auf dem Wege der Beobachtung und durch das Experiment ermitteln. Sie ist zum Beispiel durch besondere, soge-nannte psychophysische Versuche in neuerer Zeit für den reinen Alkohol festgestellt worden. Die auf diesem

Wege erzielten Zahlen sind natürlich nur Durchschnittswerte. Da aber die Reaktion des menschlichen Organis-mus auf die einzelnen Genußmittel eine individuell verschiedene ist, ein-eranter schneller die eventuellen üblen Folgen derselben spürt wie ein-er anderer, auch unter den Befunden der eine mehr, der andere weniger ver-trägt, so läßt sich ein absolutes Maß der Zulässigkeit für die einzel-nen Genußmittel überhaupt nicht an-geben. Dies muß vielmehr von Fall zu Fall entschieden werden. Es giebt Menschen, die von den kleinsten Dosen Alkohol, Tabak, Kaffee und berglei-chen ungenügend, mehr oder weniger schmerzhaft spüren. Diese Leute müssen dem betreffenden Genußmittel gegenüber eben vollständig abstinere leben. Andere unterliegen der dauern-den Untersuchung, die für ihre Natur zulässige Grenze zu überschreiten. Auch dieser Gruppe ist die Durchfüh-rung strenger Abstinenz einbringlichst zu empfehlen. Kinder sollten unter gar keinen Umständen Alkohol ge-nießen.

Aber für den größten Theil der Menschen ist eine mäßige Verwendung der Genußmittel, die sich zum Bei-spiel für den Alkohol innerhalb der obengenannten Grenze hält, nicht nur erlaubt, sondern geradezu unentbehr-lich, zumal da, wo an die Leistungen des Individuums auf körperlichem oder geistigem Gebiete unausgesetzt sehr hohe Anforderungen gestellt wer-den, wie dies heutzutage für alle Welt und auf allen Gebieten des Lebens geschieht. Dies bezieht sich aber nur auf reine, unverfälschte Produkte, ganz besonders, was die alkoholarti-gen Getränke betrifft. Deshalb ist der Schnaps, bei dem der Methyloxyd-gehalt oft mit giftigem Fusel stark ver-zehrt ist, aus dem Volksverbrauche nach Möglichkeit auszumerzen und durch die anderen Genußmittel, wie sie dem Volke leicht zugänglich sind, als Kaffee, leichtes Bier, eventuell auch Thee, zu ersetzen.

Die Radiumsuche.

In den Laboratorien, wo mit Ra-dium gearbeitet wird, ist in mancher Hinsicht eine förmliche Bewirtung ausgedehnt. Das Radium nämlich versucht durch seine fortgesetzte Aus-strahlung die Luft derart, daß die für die Strahlen empfindlichen Apparate gänzlich unbrauchbar werden. In eini-gen physikalischen Laboratorien haben gewisse sehr sorgfältig hergestellte Instrumente um das Sedzig- und Hundertfache andere Werthe als zwei Jahre zuvor. Es hat einige Zeit ge-dauert, bis man ausfindig gemacht hat, daß das Radium der eigentliche Anstifter dieser Korruption ist. Diese ging übrigens so weit, daß die feinsten Elektroskope in dem von Radium verseuchten Raum schlechter arbeiteten als ganz rohe Apparate, die nur aus Staniol, einem Kork und dem Bern-steinmundstück einer Pfeife hergestellt waren, wenn sie in einem anderen Raum benützt wurden.

Die Schwierigkeit, in Räumen zu experimentiren, wo starke Radiumpro-ben vorhanden gewesen sind, wurde von der berühmten Mme Curie schon früh beobachtet und später namentlich von den deutschen Physikern Ertler und Geitel bestätigt, aber erst durch neuere Untersuchungen in ihrem ganzen Um-fange erkannt.

Das Schlimme ist, daß sich die Aus-strahlungen des Radium nicht einmal auf das Zimmer beschränken, in dem sich die Präparate befinden, sondern mit der Zeit ein ganzes Gebäude anstecken, und zwar ist dies so be-trächtlich, daß manche Apparate in den Laboratorien selbst wieder Strah-len ausstrahlen beginnen. Dabei giebt es gegen diese Seuche gar kein Heilmittel, denn nach den aufgestell-ten Berechnungen würde sie, wenn al-les Radium nunmehr aus den Räu-men entfernt würde, erst noch zwei bis drei Jahre lang eine Steigerung er-fahren und dann allmählich abneh-men, aber erst nach 40 Jahren auf die halbe Stärke herabgesunken sein.

Wenn aber das Radium in der Nähe bliebe, so würde die Unbrauchbarkeit der elektrischen Apparate im Labora-torium noch etwa ein Jahrhundert lang immer weiter zunehmen.

Nach der Ansicht des britischen Co-lonial Ministers sind die Vuren für Selbstregierung noch nicht reif. Wert-würdig, wie alle Unterjocher der nach Freiheit strebenden Völker in der An-sicht übereinstimmen.

Wenn ein junges Mädchen einem jungen Mann erzählt, daß sie nur so viel essen könne, wie ein Vogel, dann kann er ihr auf's Wort glauben und braucht sich nach dem Lunch nicht zu wundern. Ein Strauß ist auch ein Vogel.

„Hat der Graf Dir einen Grund für seinen Wunsch, Eure Verlobung so plötzlich abzubrechen, gegeben?“ — „Ja, er meinte offenbar, die Nach-richt dieser Verlobung habe seiner Credit auch nicht annähernd so ge-er, bessert, wie er gehofft hätte.“

Für \$35,000,000 will Rußland eine neue Flotte bauen lassen. Wert zu würdigen, daß Rußland noch nicht was den Seebanten bekommen ist, Japan, sollte sich seine eigenen Schiffe über die Schießübungen seiner Kriegsschiffe kaufen.